

## Aus dem Reisejournal von Dr. Heinrich Dohrn,

mitgetheilt von **C. A. Dohrn.**

(Fortsetzung von S. 204 d. Jahrganges.)

St. Vicente, 31. Januar. Dr. von der Crone aus Soest, Assistenzarzt auf der preussischen Fregatte Niobe, hat Urlaub genommen, da die Fregatte nächstens wieder hier einläuft, und begleitet mich auf meinen Excursen; meinen Plan, den Südwesten von San Antao zu besuchen, habe ich aufgeben müssen, einmal weil keine Schiffsgelegenheit war, und dann, weil es bei dem heftigen Winde nicht möglich ist, drüben zu landen. Statt dessen haben wir aber unsere Zeit angemessen mit einem Besuch der östlich gelegenen unbewohnten Insel St. Lucia und Excursen in St. Vincent ausgefüllt. Am Donnerstag den 26. standen bereits Pferde vor der Thür, um uns ins Innere zu tragen, als Miller erschien, um zu vermelden, dass er in 3 Stunden mit seiner kleinen Dampfyacht nach St. Lucia abgehen wolle, um sein Schleppnetz, das nach meinem Modell gefertigt war, zu probiren; wenn wir mit wollten, so möchten wir uns parat halten. Natürlich wurden sofort die Gäule nach Hause geschickt, da eine solche Gelegenheit, diese Deserta zu besuchen, nicht wieder vorkommen wird. Um 11 Uhr legte das Schiff am Pier an, und nachdem ein Hammel, Brod, Butter, Käse, Wasser, Wein, Bier, Netze und alles sonstige nothwendige Material zum Essen und zu jeder Art von Jagd eingepackt war, folgten wir selbst; Miller, Vater und Sohn, Vizgar, von der Crone, Keulemans und ich. Wir dampften ab, zu meiner Freude südwärts um St. Vincent (der gewöhnliche Curs ist im Norden), so dass ich diesen Theil der Küste gesehen habe. Bald nachdem wir um das Südcap der Bai waren, fanden wir an einer hohen Klippe Schaaren eines pelikanartigen Vogels; sofort wurde beigedreht und binnen Kurzem 3 Stück geschossen, die jetzt ausgebalgt eine Zierde meiner Vogelsammlung bilden. Bald nachher flog Vizgar's Strohhut über Bord, wurde wiedererobert; als er aber nach einer halben Stunde, als wir Segel aufgesetzt hatten, wieder davon ging, liessen wir ihn schwimmen, und ich beglückte den Hutlosen mit meiner zur Reserve mitgenommenen schottischen Kappe. Um dies Capitel gleich zu erledigen, so flog am selbigen Abend Keulemans Strohhut, am folgenden Morgen Vizgars Strohhut Nr. 2 auf Nimmerwiedersehen in der Richtung auf Brasilien ins hohe Meer hinaus. In St. Lucia kamen wir bei Sonnenuntergang nach so guter Fahrt an, dass nicht

einmal Keulemans seekrank war; sobald wir vor Anker lagen, angelten wir, und hatten in zehn Minuten sechs grosse Fische, so dass wir und die Mannschaft genug davon zum Diner hatten; mittlerweile waren auch Kartoffeln und Hammeleotelets fertig, und wir assen an Deck, sitzend, liegend, stehend, meist nach Art der Homerischen Helden, indem wir die Rippen in die Fäuste nahmen. Dazu wurde Bier, Wein und Wasser aus denselben Gläsern genossen — kurz, es war das ungenirteste Diner, was ich je mit Engländern genossen habe. Hernach wurdenoch geraucht, Sternenhimmel und Meerleuchten bewundert, geplaudert, dann auf Deck Matratzen ausgebreitet und bald in Ruhe geschlafen, bis um zwei Uhr Morgens ein paar Leute von der Mannschaft neben meinem Kopfe angelten, und die geangelten Fische aufs Deck warfen, wo sie so munter umhersprangen und so mit den Schwänzen schlugen, dass ich davon aufwachte. Da es Vizgar und dem Doctor ebenso ging, so wurde bis zur Morgendämmerung Conversation betrieben; dann wurde vollständig mobil gemacht, und nach dem Genuss einer Tasse Caffee der Anker aufgeholt und ein paar Stunden lang mit dem Schleppnetz nach Conchylien und Crustaceen gefischt. Der Erfolg war nicht bedeutend; doch gelang es, ein paar Arten zu erobern, die ich hier noch nicht gesehen hatte. Nach dem Frühstück gingen wir an Land, während Miller sen. weiter fischte. Die Insel erhebt sich nicht tausend Fuss hoch, ist aber fast ganz bergig, so dass ich mich in meiner Hoffnung auf etwas Wasser nicht getäuscht sah. In einer Schlucht, etwa 600' hoch, fand ich einen kleinen Pfuhl, der sogar in und um sich sechs Käferarten enthielt, die einzigen Insecten, die ich ausser einer Art Heuschrecke sah, darunter 2 mir neue Wasserkäfer. Das Land ist trostlos, eine Steinwüste mit dürftigem Gras und etwa 8—10 Arten Pflanzen; unten am Strande sind Ueberreste von menschlichen Wohnungen, in denen bei unsrer Anwesenheit einige Leute hausten, die hier jährlich einmal Farbemoos (Urzella) sammeln. Da die Hitze gross war, und der Nordost, der die Nacht hindurch geheult hatte, meinen Hals austrocknete, so usurpirte ich in Abwesenheit des Eigenthümers daselbst eine Banane und deponirte dafür eine Kupfermünze. Als ich mich mit den Andern am Strande vereinigte, sah ich zu meinem Vergnügen einige neue Conchylien in ihren Händen, und sammelte noch eine Stunde lang mit erfreulichem Erfolge, so dass meine Excursion doch gut war. Um halb zwei gingen wir an Bord, speisten zu Mittag ähnlich wie gestern, und hatten dann eine prachtvolle Fahrt bei starker Brise, die uns eine ganz ausreichende Quantität Wasser über Bord schaffte, und uns in gründlicher Be-

wegung erhielt, so dass zunächst K. und bald nachher V. in die Appellationsinstanz geriethen. Unterwegs hatte ich Gelegenheit, ein paar sehr starke Meerströmungen zu beobachten, die auf meinen Karten nicht verzeichnet stehen. Um 7 Uhr liefen wir in den Hafen. Seitdem haben wir uns aus den oben angeführten Gründen damit begnügt, auf dieser wüsten Insel Excursionen zu machen, und haben so ziemlich die ganze Insel durchritten, verschiedene alte Krater erstiegen, einige Insecten gegriffen, an der Küste viel Meer-schnecken gesammelt, verschiedene kleine Wettrennen gehabt, bei denen ich zweimal — nicht Sieger geblieben bin, sondern mit grosser Geschwindigkeit aus dem Sattel war, aber abgesehn von ein paar Schrammen an der Hand und einem Riss in einer Hose ganz heil geblieben bin.

Am 3. Februar. Vorgestern haben wir den höchsten Punkt der Insel, den Monte Verde erstiegen, oder vielmehr erritten, und von oben ein Panorama vor uns gehabt, das unsern berühmtesten Aussichtspunkten in Europa Concurrenz macht. Der Monte Verde ist 2483 Fuss hoch und liegt ziemlich im Centrum der Insel; von ihm aus gliedert sich die Karte in verschiedenen Höhenzügen und Schluchten nach West und Nord; nach Ost fällt er selbst in einem langen Rücken bis dicht ans Meer ab. Südlich von ihm wird die ganze Insel von einer Ebene durchzogen, die von der Südküste durch eine ziemlich hohe und zerrissene Bergkette getrennt wird. Der Monte Verde bildet oben ein schräg von Ost nach West ansteigendes Plateau, das wegen des häufigen Niederschlags — er liegt oft in Wolken, wenn unten alles verbrennt — cultivirt ist und reichlich Bohnen, Mais, Melonen und Kürbis trägt. An der Westseite ist er sehr steil, in der oberen Hälfte schroff überhängend und unersteiglich, so dass der von der Stadt aus hinanführende Weg, nachdem er eine Zeit lang im kurzen Zickzack unter dem Gipfel aufgestiegen ist, plötzlich mit einem grossen Bogen an der Nordseite herum zu dem Plateau führt, eine Zeit lang malerisch genug am Rande, dann aber fast eine halbe Stunde lang hinreichend langweilig zwischen den Maisstauden. Dicht unter dem Gipfel stiegen wir ab und wanderten ein paar Dutzend Schritte hinauf, bis wir unter uns den mehrere hundert Fuss tiefen Abgrund und vor uns die herrliche Aussicht über die Bai von St. Vincent mit ihren zerfetzten Felsrändern, im Hintergrunde abgeschlossen durch das in seltener Klarheit sich ausbreitende San Antao hatten. Grade als wir oben ankamen, sahen wir den Urlaub des Doctors zu Ende gehen; mit vollen Segeln kam die Niobe (wir erkannten sie trotz der Entfernung sofort) in den Hafen. Unter uns eine Menge von Schluchten, begrenzt

und getrennt durch Reihen von Kegeln, meist regelmässig ansteigend, wie der Monte nuovo bei Neapel; im weiteren Umkreise die zerrissene Küste mit ihren hohen Felsen, dann weiter hinaus im blauen Ocean im West S. Antao, im Ost die kleinen Sta. Lucia und Branca, alles in Schattirungen von Rostbraun bis Schwarz oder in violetten Duft gehüllt, im scharfen Contrast zu der schmeichelnden Meerfarbe; der gänzliche Mangel von Grün in der Landschaft machte uns die Mittagssonne gänzlich vergessen und wir verbrachten eine volle Cigarrenlänge im Anschauen und im vollendetsten Farniente. Dann wurde aber mit grossem Eifer ein paar Stunden lang gesammelt und allerlei gefunden. Viel Spass machten mir grosse Schaaren von *Coccinella 7-punctata*, die sich an den Steinen herumtrieben; sie war der gemeinste Käfer; eine andre Art wurde in einem Stück erwischt, die durchaus südländisch aussieht, gelb mit zwei schwarzen Streifen über die Decken; ferner ein paar Carabicingen, Curculioniden und die üblichen Melasomen, ohne die es hier keine Excursion giebt; ich wollte nur, dass die Arten davon etwas zahlreicher wären. Nie habe ich solche Fülle von Schnecken gesehen, wie hier; unter jedem Stein, in jeder Maishülse sassen sie neben- und aufeinander; sieben Arten, darunter nur zwei von S. Antao her bekannte, wurden mit Leichtigkeit erobert. Die Pflanzen waren am dürrtigiten; nur zwei neue Species wurden eingepackt.

San Nicolao, am 6ten. Am 2ten habe ich den Doctor wieder an Bord gebracht und dabei wieder einen Tag auf preussischem Grund und Boden verlebt, während meine Leute fleissig waren, Manoel auf Monte Verde gesammelt und Keulemans ausgestopft und gezeichnet hat. Ich habe sogar eine Stunde lang Skat gespielt! Apropos, noch ein besonderes Vergnügen habe ich gehabt, die Gartenlaube gelesen auf den Cap Verden, die im Hause Miller gehalten wird. Am dritten habe ich gepackt, bin dann mit dem Capitain Köhler, Lieutenant Jung und Stabsarzt Höpfner, einem Mitglied der 38. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zum Diner bei Miller geritten und am 4ten früh hieher in Millers Schooner abgesehelt. Bei Tische hielt Miller unerwartet eine Rede, in der er sagte, dass seine Bemühungen, zur Kenntniss und Besserung dieser Inseln etwas zu thun, meist so schlecht belohnt würden, dass er es eigentlich überdrüssig sei, irgend welche Bestrebungen der Art zu unterstützen; nur zweimal im Lauf der letzten Jahre habe er eine wirkliche Satisfaction dabei gehabt, und das sei bei der Anwesenheit von zwei deutschen Naturforschern, die mit Fleiss ihren Studien obgelegen hätten, und demzufolge auch erfreuliche Resultate da-

vontrügen, Dr. Steubel aus Dresden für Geologie und der anwesende H. D. für Zoologie der Inseln. — In der Prämisse will ich ihm nicht widersprechen; was aber meine Resultate belangt, das wollen wir doch bescheiden abwarten.

Hierher hatten wir eine vortreffliche Fahrt und ankerten Morgens an der Südküste vor Pregoiza, einem kleinen Nest von 8—10 Häusern, mit einem Fort und einem Zollhause. Miller hatte mir empfohlen, in einem Landhause im Gebirge mich einzumiethen, und da man mir sagte, es sei eine kleine halbe Stunde entfernt, und da nach Reitthieren erst hätte ins Land geschickt werden müssen, so gingen wir zu Fusse, hatten aber über eine deutsche Meile zu laufen, was in diesem baumlosen Lande bei über 20° Schattentemperatur nicht ganz angenehm ist. Das Haus liegt luftig, mit der Aussicht auf das Meer im Norden und Süden der Insel, meiner Schätzung nach etwas über 1000 Fuss hoch, an einen quer durch die Insel von Nord nach Süd setzenden Höhenzug gegen Westen angelegt. Die Hauptstadt ist etwa eine halbe Meile von hier in einer Schlucht gelegen und viel besser und anständiger als irgend ein Platz auf S. Antao. Ich habe sogar eine Menge Zierpflanzen hier gesehen und bewundert, besonders einen brasilianischen Baum mit grossen rothen Blüten ähnlich wie *Cactus speciosissimus*.

Ehe ich nun an meine Excursionen gehe, muss ich dies expediren, da der Schooner abgeht und ich erst nach Abgang der nächsten Post wieder nach St. Vincent gehe, um von da aus die südlichen Inseln Brava, Fogo und Santyago zu besuchen.

Per Niobe habe ich zwei Flaschen Mineralwasser expedirt, die ich mir aufzuheben bitte.

S. Nicolao, Donnerstag, 9. Februar. S. Nicolao ist von West nach Ost lang gestreckt, schmal, durchschnittlich 1½ Meilen breit, im West von dem höchsten Punkt, dem Monte Gordo aus mit einer kahlen, baum- und wasserlosen Halbinsel nach Süden hin, auch nach den andern Seiten etwas erweitert. Die Fläche der Insel ist ungefähr 500—800 Fuss über dem Meer, soviel ich bis jetzt erfahren habe, im Osten, den ich morgen und während der nächsten Tage untersuchen will, flacher. Auf dieser Ebene erhebt sich im Westen der Monte Gordo zu über 4000 Fuss Höhe, mit verschiedenen Hochplateaus, die alle, obwohl mehrfach wasserlos, mit Zuckerrohr bebaut sind. Von ihm aus gehen nach allen Richtungen, ausser direct nach Süd, Bäche in schmalen Schluchten, alle unbedeutend und weit hinter denen von S. Antao zurückstehend. Der Gipfel des Monte Gordo erhebt sich auf einem Plateau von ca. 2500' regelmässig ansteigend, und bequem zu

Fuss zu erreichen; die Spitze ist ganz schmal, in Form eines kurzen, etwa 10 Minuten langen von West nach Ost gestreckten Rückens. Von 2000 Fuss an ist jede Anhöhe mit Euphorbien bewachsen, an vielen Stellen so dicht, dass es von fern gesehen einem Rasenteppich gleicht und das Vordringen (die Bäume sind 10—15' hoch) sehr erschwert. Etwa 300' unter der Spitze wird die Vegetation zwerghaft und kümmerlich und der Boden aschig und bröcklig. Ueberhaupt ist lange nicht so viel starrer Fels hier, wie auf S. Antao; das Gestein muss viel mehr dem Zerwitern geneigt sein und an manchen Stellen macht sich feiner rothbrauner Staub sehr unangenehm geltend. Die Wege sind jedoch, da der Boden leichter zu behandeln, erheblich besser. Der Hafen der Insel liegt an der Südseite an einer öden Stelle, von der Hauptstadt eine gute Meile entfernt.

Während der drei Tage, dass ich hier bin, habe ich nur den Monte Gordo nebst Zubehör besucht und leidlich guten Fang gehabt, wenigstens was man auf diesen Inseln so nennen kann. Endlich ist es mir auch gelungen, wenigstens einen Euphorbia verwüstenden Käfer zu Wollastons Freude zu erwischen, eine kleine, sehr hübsche Calandra, von der ich gewiss ein Dutzend Stücke habe; sonst ist all mein Suchen in Euphorbiaholz umsonst gewesen — es scheint überhaupt für Insecten nicht die gute Zeit zu sein, da ich ausser den unter Steinen lebenden Arten doch gar zu wenig sehe, fast keine Hemiptern, Neuroptern, nur 6 Arten Hymenoptern etc. Das ist doch zu dürftig und im Vergleich dazu sind die Käfer noch zahlreich genug.

Am 16ten. Meine Excursion nach dem Osten der Insel ist wohl werth, in einem besondern Kapitel behandelt zu werden. Das Maulthier, was ich bisher geritten, erwies sich als so störrig und fehlerhaft, dass ich es wieder abgab und Sr. José Leito mir versprach, für ein andres Reitthier zu sorgen. Das holte ich mir — einen braunen Hengst — aus der Stadt ab und dann ritten wir, statt um 5 Uhr früh wegen des Nichtvorhandenseins des gemietheten Packesels um 4 Stunden später in die Hitze hinein, ich zu Pferd, Keulemans zu Maulthier, dahinter der schwerbepackte Esel, zuletzt Manoel zu Fusse. Da letzterer als Eingeborner behauptete, Weg und Steg genau zu kennen, so überliess ich ihm die Führung, konnte jedoch schon am ersten Tage zu seiner grossen Entüstung mitunter Zweifel nicht unterdrücken, ob die eingeschlagene Richtung auch wirklich die beste sei. Unsere erste Station — Casinha — sollte zwei Stunden von der Stadt entfernt sein; wir ritten vergnügt in die Insel hinein, passirten bald Zuckerplantagen und Cocospalmen, kamen aber schon

nach einer Stunde in eine hügelige Partie, in der die Vegetation äusserst kümmerlich und bald auf zwei oder drei vertrocknete Gräser reducirt wurde, grade genug, um ein paar Esel und Ziegen vor dem Verhungern zu schützen. Das Terrain nahm eine unangenehm rothbraune Färbung an, feiner Staub mit Steinen und Gebröckel. Dabei war diese ganze Gegend mit rohen zwei bis drei Fuss hohen, aus aufgestapelten Steinen gebauten Mauern eingefasst und abgetheilt, so dass doch der Besitz selbst dieser Landstriche noch einigen Werth haben muss. Nach zwei und einer halben Stunde ununterbrochenen Auf- und Abreitens kamen wir in eine weite Ebene herab, in der es wirklich etlichen Tamarisken gelungen war, in dem weissen Sande, der uns in grossen Wirbeln umgab, Wurzel zu fassen. Hier begegnete uns endlich ein Mensch auf einem Esel. Diese Ebene ist ein Kessel von etwa einer Viertelmeile Durchmesser, im Norden durch den mittleren Bergrücken der Insel, im Süden durch einige Krater, in West und Ost durch mässige Steigungen abgeschlossen. Bisher waren wir noch immer in Spur geblieben; jetzt aber erklärte Manoel einen Richtweg zu kennen, auf dem wir das uns zur Verfügung gestellte Landhaus — unbewohnt, dessen Schlüssel ich in der Tasche hatte — sehr bald erreichen würden. Zunächst einen trocknen Wasserlauf in die Höhe ging es leidlich gut, dann kamen wir aber wieder in etwas cultivirtes Land und hatten eine Purgueirapflanzung zu passiren, natürlich „grad dör“. Purgueira ist der hiesige Oelbaum, circa 8—12 Fuss hoch, von 3 Fuss an verzweigt, so dass Manoel prächtig vorwärts kam, mein Gaul aber schon ohne mich Schwierigkeiten hatte, geschweige denn mit meiner Länge auf dem Rücken. Also stieg ich ab und zog ihn am Zügel nach. Nun wurde der Richtweg noch kürzer, aus der Schlucht plötzlich ohne sichtbaren Grund an der steilsten Stelle loses Geröll hinauf, wieder für den schweren Gaul eine harte Aufgabe; indess er löste sie, wenn auch mit Mühe, und oben angekommen, wurden wir durch den Anblick eines weissen Hauses in mässiger Entfernung belohnt. Da es ganz sicher „das Haus von Pedro Castro“ war — ich hatte wieder Zweifel, da ich aus offenen Fenstern ersah, dass es bewohnt war, — so ritten wir darauf los und erfuhren, dass wir nur noch eine kleine halbe Stunde Wegs bis dahin hatten, auf dem richtigen Weg aber mindestens anderthalb Stunden früher angekommen wären. Endlich, nachdem einige Mauern und eine Schlucht passirt waren, kamen wir wirklich am richtigen Haus an, das, auf einer kahlen Anhöhe gelegen, eine Aussicht auf kahle Felsen, eine kahle Ebene und ein paar kahle Hügel darbot. Bei näherm Zusehn konnte man entdecken,

dass in der Regenzeit die nicht felsigen Stellen mit Mais bestellt gewesen waren, dessen Spuren aber zum allergrössten Theile bereits durch Vieh vernichtet waren. Das Haus bestand aus drei Zimmern, jedes mit einem Bett und sonstigem Hausrath versehen, an dem sich, wie aus unverkennbaren Anzeichen hervorging, zahlreiche Ratten in der Einsamkeit erheiterten. Vor dem Hause eine Art Hof von einer gemauerten Mauer umgeben, mit einem Raum als Küche, einem andern als Futterboden etc., aber ohne Thür! Wir banden unser Vieh an, nahmen die Sättel ab und packten Fleisch, Gemüse, Brod, Eier, Wein, Thee und sämtliche Kochgeräthschaften ab. Da ich jetzt entdeckte, dass wir vergessen hatten Butter mitzunehmen und unser Brennöl ganz ungeniessbar war, so wurde Manoel zum Fouragiren in einige nicht fern gelegene Hirtenhütten geschickt, von wo er bald mit einer Flasche Milch und einem Fässchen Wasser in Begleitung eines Burschen zurückkam, mit der Nachricht, dass ausser ein paar Eiern nichts zu haben sei. Auch gut; für einen Tag reichten unsre gekochten Vorräthe, ein Huhn und Mandioc nebst etwas Eiern, Biscuit, Maisbrod, Milch und Thee vortrefflich; dazu hatten wir Orangen und assen und tranken wie die Prinzen. Das Wasser war abscheulich und sein Pfützensgeschmack wurde durch Zusatz von Wein nicht wesentlich gebessert. Der mitgekommene Bursche erbot sich, uns die Schönheiten der Gegend zu zeigen, also auf! Nach einer halben Stunde sahen wir in einer Schlucht eine kleine Zuckerplantage und wurden von dem Aufseher mit Stolz empfangen und herumgeführt, um sein Zuckerrohr und seine Wasserpfütze zu bewundern. Schön war das eben nicht, aber mit Rücksicht auf die angenehme Umgegend noch gut genug, nur wollte mir auch das angestrengteste Suchen zu keinem Thier, nicht einmal einer Ameise verhelfen, bis ich ein paar leere Purganusschalen zerbrach und darin einen ganz kleinen Bostrichiden entdeckte, von dem ich nach und nach ein Dutzend zusammen brachte. Ziegenmilch und Zuckerrohr wurde zu unserer Bewirthung herangeschafft und genossen, und am folgenden Morgen um fünf Uhr erschien der gute Mann wiederum in unserm Hause, um uns noch etwas frische Milch zu verehren. Auf dem Rückwege kaufte ich noch alle disponiblen Eier, im Ganzen 10 Stück, in drei Hütten auf, die noch an selbigem Abend hart gesotten wurden. Worauf wir nach kurzem Gebrauch meiner Oellampe zu Bett gingen und bei leidlicher Müdigkeit bald einschliefen. Aber ach! nicht auf lange; mein Bett schien eine Art Corso für die Ratten zu sein, die alsbald anfangen, auf meinem ganzen Körper umher zu wandern und binnen Kurzem daselbst kleine Gefechte lieferten; das

war über der Decke; darunter aber war's fürchterlich, denn Gott weiss, wie lange die Flöhe des Hauses nichts genossen hatten; und mit welcher Gier sie über das frische Fleisch herfielen, brauche ich nicht auszumalen. So endete zwischen Flöhen und Ratten der erste Tag.

So weit für heut; zehn Uhr ist es vorbei, also Zeit zum Schlafengehn.

Am 18. Aber nicht die Nacht! Um Mitternacht war es mir gelungen, in einen unruhigen Schlaf zu fallen, aus dem ich gegen zwei Uhr durch Manoels Ruf: Senhor Dottore, Senhor Dottore, vom Hof aus, begleitet von heftigem Getrappel und Gestampfe der Gäule geweckt wurde. Mit einem Satz war ich aus dem Rattenlager und in den Hof hinaus, wo ich eine famose Mondscheinscene vor mir sah. Ein freidender Hengst der Nachbarschaft mochte wohl über das unbefugte Eindringen meines Pferdes in sein Revier entrüstet sein, und hatte in seinem Zorn die Latten, mit denen wir Tags zuvor den Hof verbaut hatten, über den Haufen geworfen und einen Zweikampf begonnen. Beide standen auf den Hinterbeinen, und waren mit Maul und Vorderbeinen äusserst thätig, einander zu misshandeln; das Maulthier und der Esel suchten sich aus der gefährlichen Nähe zu befreien und ihre Stricke durchzureissen und Manoel stand nackt in der Pforte, in beiden Händen eine lange Stange hoch erhoben, um blindlings auf die Zweikämpfer loszuhauen. Mein „Cuidad de mi cavallo“ kam grade, als es meinem Gaul gelang, sich loszureissen und ins Weite zu rennen, indess es uns wenigstens gelang, dem Eindringling den Pass zu verlegen und ihn mittels einer rasch herangeschafften Schlinge einzufangen. Dann hatte ich gerade Zeit, ausser meinem Hemde noch mehr anzuziehen, und nun mit Ueberlegung die fremde Bestie als Pfand in der dunkelsten und schmalsten Stelle des Hofes so festzumachen, dass sie nur rückwärts sich bewegen konnte. Die Barricade wurde nun mit grösserer Kunst angefertigt und bekam durch Beifügung von allerlei hölzernem Hausrath ein genial revolutionaires Ansehn. Manoel schickte ich wieder zu Bett, aber mit meinem Schlaf war es natürlich vorbei, da ich einmal in Sorge war, dass mehr Scenen wie die genossene in Anssicht stünden, zumal der fremde Gaul in Wuth über die durch summarisches Verfahren entzogene Freiheit fortwährend stampfte, dann aber der Gedanke, was aus meinem Pferd geworden sei, auch nicht gerade zu den beruhigendsten gehörte. Beim ersten Morgenrauen erschien der gute Mann von der Zuckerplantage mit der versprochenen Milch, wurde von den Abenteuern der Nacht unterrichtet und requirirte nun Hülfe, um den Ent-

sprungenen wieder einzufangen und nach Verlauf von vier Stunden hatte ich die Genugthuung, wieder auf seinem Rücken zu sitzen. Keulemans war bei dem ganzen Lärm nur einen Moment wach gewesen, und hatte sich beruhigt auf die andre Seite gedreht, als er hörte, dass nur mein Pferd davongelaufen sei. — Als meine Karawane wieder in Ordnung war, und ich das Haus zugeschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt hatte, ging es weiter gen Osten nach Carical, einem Orte, von dem mir ausser dem Namen nur bekannt war, dass es daselbst viele Fische und Cocospalmen gebe, jedenfalls also mehr als in Casinha. Der schmale Weg, auf dem wir ritten, hörte bald auf deutlich betreten zu sein, und wir hielten uns am Bergabhang, von einer achtungswerth heissen Sonne beschienen, ohne die geringste Aussicht, auch nur einen Augenblick Schatten zu geniessen; die Vegetation, über deren Ueppigkeit schon am vorigen Tage nicht zu klagen war, wurde sehr viel geringer, der Boden immer ziegelrother und das Steingebröckel und Geröll häufte sich immer mehr. Sei es nun, dass mein Gaul nicht gewohnt war, auf solchem Boden zu gehen, oder dass die Ereignisse der Nacht ihn ermüdet hatten, er konnte nicht mehr fest auftreten, stolperte bei jedem Schritt, war durch keine Gewaltmassregeln auch nur in langsamen Trab zu bringen und zitterte vor Angst bei jeder etwas steilen Schlucht, so dass mir die Sache anfang, recht ungemüthlich zu werden. Dazu stieg die Hitze; vor dem Wind waren wir durch die Bergkette vollkommen geschützt; und die einzige Gelegenheit, von der uns etwas Luftzug hätte kommen können, das Meer, war durch eine lange Reihe von Kratern, die sich zu unsrer Rechten hinzog, abgesperrt. Ich muss gestehn, meine Laune wurde mit jeder Viertelstunde schlechter und verdarb mir das Vergnügen, was ich sonst vielleicht an dem Anblick dieser Wüste gehabt hätte; eigenthümlich genug und für mich neu war es. Dazu kam, dass wir allmählig 5 Stunden ritten, ohne unser Ziel zu sehen, das nur 4 Stunden Wegs von Casinha entfernt sein sollte. Auf einer Anhöhe, die sich durch etwas Wind vortheilhaft auszeichnete, liess ich endlich Halt machen, absitzen und aus unserm Mundvorrath etwas Frühstück entwickeln und verspeiste etwas Maisbrod, ein Biscuit, zwei Eier und eine Orange, um mich zu einer Fusswanderung zu stärken; denn auf den nichtswürdigen Gaul wollte ich nicht wieder hinauf. Es ging in der That besser und schneller, und nach weiteren anderthalb Stunden befanden wir uns am Rande einer steil abfallenden, etwa 60—70 Fuss tiefen Schlucht, die sich vom Meer bis hoch ins Gebirge zog, im Grunde etwa 1—200 Schritte breit, mit Cocospalmen und

Zuckerrohr, auch sonst voller grüner Vegetation — Carical. An der ersten Stelle, wo es möglich war, kletterte ich hinab, liess die Andern einen für Vierfüssler passirbaren Weg suchen und hielt erst an, als ich im Schatten der Palmen am Wasser sass, und mein ausgetrocknetes Innere vollauf anfeuchtete. Nachdem das erste Erstaunen der guten Leute über das Auftreten zweier „Engländer“ vorüber war, wurde mit Leichtigkeit Mittagessen und Nachtquartier arrangirt, zu ersterem Fisch, ein Huhn und Milch gekauft, und dann ein allerdings schwacher Versuch gemacht, etwas zu sammeln. Ich war aber viel mehr geneigt, das Innere von Cocosnüssen zu studiren, und auf geäusserten Wunsch wurden sofort unreife zum Trinken der Milch und reife zum Essen herabgeholt. Meine Leistungen waren bemerklich, doch nach der dritten hielt ich an und hob mir zwei weitere für die nächste Gelegenheit auf. Ein Excurs an die Küste nach Seethieren war ebenso erfolglos, wie der im Lande und so liess ich meiner Müdigkeit ihren Lauf und streckte mich im Schatten, in welcher Beschäftigung ich auch nach dem Essen mit Erfolg fortfuhr, bis der fallende Thau mahnte, schlafen zu gehen. Da in der schmutzigen Hütte ausser uns noch 8 Personen und ein paar Hunde campirten, so war es natürlich, dass mich die Flöhe wieder unbeschreiblich peinigten, und ich die ganze Nacht über fleissig juckte; alles in allem schief ich aber doch ein paar Stunden, jedoch kam mir meine Nachmittagsfaulenzerei recht sehr zu statten, da der folgende Tag meine Kräfte viel mehr in Anspruch nehmen sollte als der vergangene. Nach einem reichlichen Frühstück von delikatem Fisch und Kürbis machte ich einen neuen Versuch mit meinem stolzen Rosse, gab es aber auf, nachdem ich mir in zehn Minuten durch fortwährendes Prügeln den rechten Arm fast kampfunfähig gemacht hatte. Wir hatten zunächst eine Höhle zu besuchen, die dicht am Meer etwa eine Stunde von Carical entfernt war. Landschaft wie gestern, doch gelang es mir nur; eine Pflanzenart in etwa einem Dutzend kümmerlicher Exemplare zu sehen. Ausnahmsweise kamen wir schon eine Viertelstunde eher an der Stelle an, wo die Pferde zu bleiben hatten, an der äussersten Spitze einer Bucht, die von dem Rest der Küste dadurch abstach, dass ein breiter horizontaler Streif von weissem Kalk einige Fuss über dem Meer sie ganz und gar umsäumte. In ihr ankerte ein amerikanischer Wallfischfänger, zu meinem Bedauern unthätig, da ich gern einer Wallfischjagd zugesehen hätte. Ein paar Fischer waren grade beschäftigt, ihren Fang zu dörren, und gern bereit, uns zu der Höhle zu führen. Nach einer Viertelstunde Umherkletterns auf trockenem oder von der See be-

spülten Klippen und stellenweisem Waten durch das Wasser kamen wir an die breite, etwa 6 Fuss hohe Oeffnung einer Höhle, die im Innern sofort sich wölbt, etwa 10,000 Quadratfuss gross ist und in ihrer Mitte einen kleinen Teich frischen und kühlen Wassers enthält, sonst aber absolut nichts Interessantes darbietet — eine ganz gewöhnliche, kleine Kalkhöhle. Das Beste an ihr war jedenfalls das Frühstück im Schatten und im Kühlen, wonach wir unsern Rückmarsch antraten. Als wir unsre Thiere erreichten, veränderte sich die Staffage der Wüste bedeutend dadurch, dass zwei Ziegenhirten mit etwa 30 alten und jungen Ziegen, die dasselbe Reiseziel hatten wie wir, sich uns anschlossen, oder vielmehr wir uns ihnen, da der eine uns rieth, den nächsten Weg übers Gebirge, „sehr nah, eine Stunde Wegs“ einzuschlagen. Da er ausserdem sein Haus für die Nacht anbot, so wurde gern acceptirt, und nun ging es vorwärts auf dem nächsten „Wege“, d. h. grade auf die Höhe des Gebirges, so gut jeder konnte, wobei wir uns natürlich vor den Ziegen aufs Aeusserste blamirten. Oben veränderte sich die Bergwüste, da die Ostspitze der Insel von einem etwas über eine Quadratmeile grossen Hochplateau gebildet wird, in eine flache Steinwüste, wurde sonach noch trostloser. Dies Plateau wird durch ein paar wasserlose Schluchten unterbrochen, deren steile Ränder halbsbrechend genug eingerichtet sind. Die gebleichten Knochen und Schädel eines Maulthiers in einer derselben bewiesen, dass dergleichen auch vorkommt. Nach einer Wanderung von über 2 Stunden in der glühendsten Mittagshitze kamen wir endlich an der Ribeira de Castelhoens an, einer schmalen tiefen Schlucht, die mit der von Carical in ihrer Oasennatur viele Aehnlichkeit hat. Der Unterschied in unsren Vergnügungen war kaum merkbar; nur das Resultat unsrer „wissenschaftlichen Forschung“ war ein andres; gestern hatte K. ein paar Vögel geschossen, heute fing ich etliche Wasserkäfer und Schnecken, miserables Zeug, aber doch besser als Nichts. Nachdem ich am nächsten Morgen mit Genugthuung auf meinen Armen zwischen Elbogen und Handgelenk 73, sage drei und siebenzig Flohstiche gezählt hatte, ging die Reise wie gestern weiter, nur ich zu Fuss voran, dann der Packesel, dann Keulemans zu Maul, schliesslich mein noch immer stolpernder Gaul, den selbst Manoel trotz seiner Negerfaulheit nicht mehr besteigen wollte, weil er fand, dass ihn diese Art von Reiten mehr ermüde als Laufen. Die Perspective auf eine siebenstündige Fusstour war nicht grade erfreulich; doch was wollte ich thun? Da Stetigkeit und Maulhalten die beiden ersten Regeln auf solcher Excursion sind, so war ich stets 20—25 Schritte vor den Andern, und fing nach

dreistündigem Schwitzen grade an, mich mit meinem Pech auszusöhnen, als ich davon auf die liberalste Weise erlöst wurde. In einer wasserhaltigen und deshalb bewohnten Schlucht, Ribeira de Joao Calinho, wusste man bereits von unserer Reise, und empfing uns mit einem Frühstück von Eiern, Milch und Früchten, so gut es die armen Leute hatten. Dann machten sie mir einen Reitesel zurecht, ohne Zügel und Bügel, aber doch mit meiner Bettdecke über dem Rücken, so dass der Sitz gut war, und ich nur auf den guten Charakter des Esels angewiesen war. Und er war ein Muster! Er ging Schritt, Trab und Galopp ausgezeichnet und so manierlich, dass ich trotz meiner Handlungslosigkeit ganz wohlbehalten oben blieb. Und dieses Thier war mir aus Mitleid von den armen Leuten dort zur Verfügung gestellt, die jede Bezahlung verweigerten, während der Schandgaul täglich 1 Dollar kostete. Dass ich noch den kleinen Umweg durch die Stadt machte, um ihn sofort los zu werden, versteht sich; die Karawane sammt meinem Esel hatte ich nach Hause geschickt, entschlossen, auch diese letzte Stunde noch zu marschiren, doch liess mir Sr. José sofort seinen Schimmel satteln, ein junges, schönes Thier, das mich in weniger als einer Viertelstunde nach Hause trug. Am folgenden Morgen schickte er mir eins seiner Maulthiere, und auch Dr. Dias, an den ich Empfehlungsbrief hatte, stellte mir ein Thier zur Verfügung, so dass ich nun keinen Verdruss mehr mit dem Viehzeug habe. Die Bewohner im Osten werden aber noch lange von dem verrückten „Inglez“ reden, der drei Tage lang zu Fusse umhergelaufen und Schnecken und Gewürm gesammelt hat. Mir ist es aber lieb, so zwangsweise probirt zu haben, was ich mir in dieser Zone zumuthen kann: ich habe bisher nicht das mindeste Unbehagen empfunden, weiss aber auch, wieviel ich davon der Wolle auf dem blossen Leibe verdanke.

Am 23sten. Heut Morgen habe ich regulär gefroren, bei Sonnenaufgang hatten wir nur 16° und dazu heftigen Nordost; abgesehen davon, dass es viel wärmer ist als bei uns, pfeift er ganz aus derselben Tonart, ist trocken (er kommt direkt aus der Sahara als Harmattan und bringt von dort grosse Ladungen von Sand mit) und dörft alles in grosser Geschwindigkeit aus. Ein trauriges Factum ist es, dass ich mit meinen eignen Augen das Vertrocknen der Vegetation mit ansehe an Stellen, die vor 14 Tagen, als ich sie zum ersten Mal besuchte, noch grün waren. Auch die Insecten sterben dabei; von einem Pterostichus, der in den ersten Tagen sehr munter war, habe ich jetzt viel Leichen und ganz matte In-

dividuen gefunden, in etwas weniger hohem Maasse dasselbe bei andern Arten, ausser dem zählebigen Geschmeiss der Melasomen. Bei diesem rapiden Aufhören des Lebens wird meine Geduld wohl nicht mehr lange vorhalten und ich werde die erste Gelegenheit benutzen, um in irgend ein Land mit Bäumen zu gehen; ein vortreffliches Buch, das ich hier bei José Leito vorgefunden habe, „Savage Africa by W. Reade“ ermuntert mich noch mehr, etwas mehr in das unverfälschte africanische Gebiet zu gehn und erst in der Regenzeit wieder her zu kommen. Da es auf den Südinselfn der Capverden seit drei Jahren nicht ordentlich geregnet hat, dagegen hier sehr stark, so kann ich mir ungefähr ausmalen, wie es dort aussieht.

Von meinen weiteren Excursen ist nicht viel Merkwürdiges zu berichten, ausser dass ich bei den ärmsten Leuten mit ziemlicher Sicherheit auf gastfreies Entgegenkommen rechnen konnte; die Nachtquartiere unter ihnen habe ich aber aufgegeben, seit mich ausser den Flöhen auch noch die Wanzen geplagt haben und ich gar nicht mehr geschlafen habe. In einem kleinen Dorf versammelten sich um die Zeit des Schlafengehens nicht weniger als 35 Nachbarn, um uns zu besehn, und die ganze Bande kratzte sich fortwährend das Ungeziefer ab, was natürlich sofort den Weg zu mir nahm; was mich wundert, ist, dass ich bisher noch ohne Läuse davongekommen bin, da sich das Volk hier den ganzen Tag auf der Strasse gegenseitig den Kopf entvölkert.

In den letzten Tagen hatte ich wieder viel unter ärztlichen Consultationen zu leiden und gestern habe ich andert-halb Meilen weit reiten müssen — so lange haben sie mich geplagt — um einen Mann zu besuchen, der im letzten Stadium der Auszehrung ist, und, wie mir Dr. Dias hernach sagte, von ihm schon vor drei Monaten aufgegeben ist; ich hatte den Leuten nach ihrer Beschreibung schon gesagt, dass ich keine Medicin für ihn hätte — aber por amor de Dios musste ich doch hin. Mehrfach habe ich Chinin gegeben, da in den tiefen Gegenden der Insel Fieber vorkommen, hauptsächlich aber wieder Natronsalze und Rhabarber. Je schlechter es schmeckt, um so dankbarer sind sie übrigens dafür. Nota bene kenne ich nun die hiesigen Krankheiten so ziemlich, da ich von den hiesigen Doctoren genau Erkundigungen eingezogen habe, und curire mit leidlicher Sicherheit.

Am 24. Abends. Soeben erscheint die Mutter eines Jungen, dem ich gestern Natron nitricum und eine Ueberschwemmung von frischem Wasser verordnet habe, um mir

zu danken. Das Resultat ist in der That niederschmetternd: Heut hat selbiger Junge nicht weniger als zwei und ein halbes Dutzend (das ist die wörtliche Angabe der Mutter) Spulwürmer zu Tage gefördert! „Heraus muss er“, sagt der Wurmdoctor! Mein Ruf ist nun unerschütterlich, denn dies Factum weiss morgen die ganze Insel. — Endlich ist auch der seit 6 Tagen erwartete Schooner da, um mich nach St. Vicente zu befördern.

St. Vicente, 28. Von meinen guten Leuten in S. Nicolao habe ich mich am 25. verabschiedet, alle meine Auszahlungen gemacht, diesmal zu allseitiger Befriedigung, da ich nicht bloß wie eine volle Börse angesehen worden bin, und — bekannt mit den Eigenthümlichkeiten dieser Insulaner — auf keine Gastfreiheit rechnete oder Anspruch machte. In Folge davon habe ich viel mehr Gastfreiheit genossen, und im Uebrigen, da ich die Einkäufe für Essen und Trinken selbst bestimmte, viel besser und billiger gelebt als in S. Antao; auch sonst habe ich mehr civilisirtes Leben genossen, habe sogar Schillers Werke gefunden und an einem Ruhetage mit vielem Genuss die Befreiung der Niederlande gelesen. Wir gingen an Bord in Praya branca, einem Dorfe an der Westküste der Insel, so dass ich noch Gelegenheit hatte, eine Partie kennen zu lernen, die ich noch nicht besucht hatte. Es ist von Calejao aus ein 5ständiger Ritt durch's Gebirge, und man passirt eine steile Schlucht, die zu dem malerischesten gehört, was ich auf diesen Inseln kenne; auf der Passhöhe sind ein paar Felsen grade wie hohe vierkantige Burgthürme, die mich lebhaft an etliche Rheinruinen erinnerten; die Vegetation ist merkwürdig üppig (d. h. verhältnissmässig) und besonders die ungraziösen Drachenbäume, deren es in den Felsspalten genug giebt, verleihen ihr einen eigenthümlichen Charakter. Das Enge und Düstere wird durch die hellen Zuckerrohr- und Bananenpflanzungen tief unten und ein schmales Stück Meer im Hintergrunde angenehm gemildert. — Die Ueberfahrt war schlecht; dichter Nebel hatte in Verbindung mit heftigem Wind schon mehrere Tage geherrscht, nur stundenweiss etwas Sonne durchgelassen und begleitete uns auch hierher. Beim Landen war ich nah daran, ins Wasser zu fallen, da ich an einer sonst ganz ruhigen Stelle nicht heftige Wellen erwartete, und als ich mit den Händen nach einem Pfahl griff, durch eine grosse Welle aus dem Gleichgewicht gebracht wurde und statt des Pfahls ins Wasser griff, aber ehe ich mit dem Kopf hinein kam, noch von hinten festgehalten wurde. In meiner Abwesenheit haben sie hier in der Bai mehrere Wallfische erlegt.

Aus der Tollheit und Ausgelassenheit der Schwarzen ersehe ich, dass wir Carneval haben; heut ist Fastnacht. Diese närrische Bevölkerung amüsirt sich damit, einander ins Meer zu werfen; zum Glück bleiben sie mit diesem zarten Scherz unter sich. — Gestern fand ich viel Briefe vor und habe lange zu lesen gehabt, da ich bei der Rarität solcher Vorkommnisse so ziemlich jede Zeile auswendig lerne. Von der Zoological Society in London bin ich zum Corresponding Member ernannt, Agassiz hat mich mit einem Briefe erfreut, Stainton hat geschrieben und von Stettin sind Briefe da.

---

## Correctur

von

**C. A. Dohrn.**

Seite 293 dieses Jahrgangs habe ich erwähnt, dass ich durch theilweises Klaffen der Flügeldecken einzelner Exemplare des *Damaster Fortunei* „sogar bis zum Scutellum“ mich für berechtigt hielt, die „untrennbar verwachsenen Elytra“ als Kennzeichen der Gattung zu negiren. Ich muss dies nachträglich dahin modificiren oder praecisiren, dass die Thatsache zwar richtig ist und dass mir mehrere Exemplare vorliegen, welche mehr oder minder gespaltene Decken zeigen. Doch hat mich das Betrachten mit blossem Auge insofern getäuscht, dass ich an ein gewöhnliches Klaffen der Suture wie bei Käfern mit normal gespaltene Decken geglaubt habe — eine Untersuchung mit der Lupe hat mich belehrt, dass gerade diese anscheinenden Spalten nicht beweisen, was sie mir zu beweisen schienen. Einen Fall ausgenommen, wo ich bei der bis zur Hälfte gespaltene Nath auch mit der Lupe nichts Anomales wahrnehmen kann, zeigen die übrigen Spaltfälle, namentlich auch, wo die Klaffung bis an das Scutellum reicht, dass irgend eine äussere, wohl gewaltsame Veranlassung Schuld daran gewesen sein muss, und dass sich jedesmal die Ränder der Spalte als „ursprünglich verwachsen“ zeigen. Natürlich ist die Cohäsion der Decken längs der Suture eine geringere, schon deswegen, weil die Spitzen derselben normalmässig etwas klaffen.